

FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 04/2008

7 Jahre Rot-Grün: Was ist geblieben?

Editorial	S. 2
Neues Geld in alten Schläuchen?	S. 3
Tagebuch aus dem Pflegeheim für frustrierte Intellektuelle, Teil I	S. 4
All alone in the Fanzone	S. 7
Rezensionen	S. 8
Aus dem Plattenarchiv	S. 11

Editorial

Hallo zusammen,

anbei die Sommerausgabe der Friktionen. Beim finalen Redigieren ist mir eine gewisse Foucault-Lastigkeit der Beiträge aufgefallen. Das ist weniger der Tatsache geschuldet, dass ich mich inzwischen theoretisch festgelegt hätte, sondern mehr dem Zufall. Die entsprechenden Artikel waren einfach jetzt fertig.

Nach wie vor gilt die Einladung für „Friktionen“ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt kann das Blatt per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, Juli 2008

Impressum:

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Schwanthalerstr. 94
80336 München

Neues Geld in alten Schläuchen?

Ein Besuch im Chiemgau kann neben einer schönen Dampferfahrt auf dem Chiemsee durchaus auch neue Erkenntnisse bringen. Beim Einkaufen im Edeka prangt in Prien am Eingang der Hinweis „Wir nehmen auch Chiemgauer“. Das Schild deutet auf das erfolgreichste deutsche Regionalgeldprojekt, denn tatsächlich besteht hier die Möglichkeit mit bunten Scheinen zu zahlen, die dieses Jahr von Fischen geziert werden und von einer privaten Organisation herausgegeben werden.

Regionalgelder sind Projekte, die aktuell in steigender Anzahl quer durch die Republik ins Leben gerufen werden. Das Konzept ist in den meisten Fällen ähnlich: Eine Trägerinitiative gibt eigenes Geld aus, das mit einer sogenannten Umlaufsicherung versehen ist, d.h. einer üblicherweise quartalsweisen Abzinsung, die die baldige Verwendung in konkreten Transaktionen sicherstellen soll. In einigen Fällen werden Einkäufe auch noch mit Abgaben für soziale Initiativen hinterlegt. Die Zielsetzungen der Projekte sind dabei ähnlich: Regionalisierung der Wirtschaftskreisläufe, Abkoppelung des Warenumsatzes von den Erfordernissen des globalisierten Finanzmarktes, Reduzierung von reinen Kapitaleinkünften. Die Initiativen beziehen sich dabei auf Ideen des anarchistischen Ökonomen Silvio Gesell, der Anfang des 20. Jahrhunderts entsprechende Konzepte entwickelte, um Zinsgewinnen entgegen zu wirken. Es erscheint dabei plausibel, dass der Erfolg im Chiemgau weniger diesen anarchistischen Wurzeln geschuldet ist (die in den Broschüren der Organisation aus gutem Grund nicht erwähnt werden), sondern mehr einer Mischung aus einer im stadtnahen Raum angekommenen Ökologieausrichtung der Landwirtschaft und einem oberbayerischen Lokalpatriotismus, der eigenes Geld als Äußerungsform ruralen Selbstbewusstseins durchaus willkommen heißt.

Die Kritik der klassischen Ökonomie an dieser Entwicklung ließ dabei nicht lange auf sich warten: Die Transaktionskosten seien in diesen neuen Kreisläufen höher als beim Euro, die Gewinne der ausgebenden Initiativen ungerechtfertigt hoch und intransparent, die Subventionen für teilnehmende Unternehmen und soziale Initiativen grundsätzlich nicht wettbewerbsfördernd und die Lokalisierung der Warenkreisläufe verzichte auf die komparativen Kostenvorteile einer globalisierten Wirtschaft.

Übersehen wird dabei, dass Regionalgeldbetreiber von einem vollkommen anderen Wohlfahrtsbegriff ausgehen, als die heute gängige Ökonomie. Die Initiativen folgen, der – durchaus nicht unplausiblen – Auffassung, dass Güterpreise am Markt viele Informationen nicht liefern, die für eine verantwortungsbewusste Kaufentscheidung notwendig wären: Soziale Randbedingungen der Produktion und der jeweilige „ökologische Rucksack“, den ein Produkt mitbringt. Beim Regionalgeld geht es dabei nicht um die Schaffung dieser Transparenz, sondern um die Induzierung von ökologischen und sozialen Tendenzen durch Lokalisierung des Wirtschaftskreislaufs selbst. Es ist klar, dass hierbei aus Sicht der klassischen Ökonomie Wohlfahrtsverluste auftreten: der Warenkorb, der für einen Betrag X erworben werden kann, wird kleiner, aber – so zumindest die Annahme – er ist mit geringeren ökologischen Schäden und höheren Sozialstandards erzeugt worden. Selbst wenn diese Annahme stimmt, kann man die Projekte mit zwei Diskussionspunkten konfrontieren:

- Das Treffen von verantwortungsbewussten Kaufentscheidungen, d.h. die Realisierung der oft unterstellten sog. Macht der Konsumenten, ist ein Problem derjenigen, die über Einkommen jenseits der reinen Notwendigkeit verfügen. In der Nähe dieser Grenze reproduziert sich Elend

und Ausschluss selbst: In prekären Einkommenssituationen besteht keine Möglichkeit zu einer freien Kaufentscheidung. Im Normalfall bleibt nur der Griff zur billigsten Variante einer Warenform, die tendenziell auch unter den ökologisch und sozial prekärsten Umständen produziert und vertrieben wurde und damit neue Einkommensstrukturen am Existenzminimum kreiert.

- Regionalgelder denken implizit an Wirtschaftskreisläufe der Grundversorgung auf Seiten des Endverbrauchers. Das Phänomen fortschreitender funktionaler Differenzierung lässt sich damit kaum abbilden. Es existieren viele Hochtechnologieprodukte, die in industriellen Prozessen verwendet und weltweit nur von 1-5 Produzenten überhaupt hergestellt werden können. Diese Art des Wirtschaftens wird auch durch Regionalgeldansätze kaum beeinflusst werden. Entsprechend zeigen sich auch die Erfolge solcher Projekte eher im ländlichen und kleinstädtischen Bereich und weniger in den Metropolen, die in ihrer Wirtschaftsstruktur oft in internationale Wirtschaftsprozesse eingebunden sind.

Letztlich bleibt den Projekten bei allen lobenswerten Zielsetzungen nur die Konzipierung als Ergänzungswährung. Die kommenden Jahre werden zeigen, ob die an sich erstrebenswerten Ziele der einzelnen Organisationen durch die neuen Zahlungsmittel erreicht werden. Wenn es letztlich insbesondere um die Fragen der Sozialisierung und Ökologisierung der Kaufentscheidungen der Konsumenten geht, scheinen Projekte, die auf Information über eben jene Aspekte am Ort des Kaufs zielen, wirkungsvoller. Entsprechende Vorhaben, die auf eine mobile Übermittlung von Öko- und Sozialtests am Verkaufspunkt setzen, stecken noch in den Kinderschuhen. Ein Engagement in diese Richtung scheint insgesamt aussichtsreicher, als die Nutzung von Regionalgeld, außer man hat wenig Zeit, um sich selbst in entsprechenden Projekten zu engagieren. Dann ist die Nutzung des Chiemgauers oder in München des sog. Regios zumindest eine unterhaltsame Art des Alternativkonsums.

Tagebuch aus dem Pflegeheim für frustrierte Intellektuelle,

Teil I

6. Juni

Heute ist mein Geburtstag. Ich hatte mich schon vor Wochen zu einem Eintrag für die Nutzung des Gruppenraums aufgeffrt. Ich wollte eigentlich einen Vortrag über die annuale Struktur gesellschaftlicher Rituale haben und hatte das am schwarzen Brett auch so angekündigt. Max meinte, er hätte ein Büchlein mit Geburtstagssinnsprüchen und er könne schon daraus lesen, wenn es unbedingt gewünscht wird – Anhänger wäre er aber keiner von so einer Aktion. Der Rest der Angesprochenen drohte offen mit Boykott, sollten strukturierte Texte zum Vortrag gebracht werden. Falls ich aber auf die Verweigerung eingehen würde, würde man für einen Kasten Öttinger Bier zusammenlegen. Ich habe nachgegeben. Mal sehen, wie wir durchkommen.

7. Juni

Der gestrige Abend war trotz fehlender Redebeiträge ein Erfolg und das, obwohl Johann wieder von seinen drei gescheiterten Beziehungen anfang, die er wie üblich durch eine Darstellung über den Einfluss des Kapitalismus auf die persönliche Lebensgestaltung zu sublimieren suchte. Die wohlwollend ignorante Resonanz war bezeichnend für den Harmoniewillen, der den Abend mit 20 Bier durchströmte. Ich bin dankbar, dass die Eingeladenen den Kasten organisiert hatten. Wir haben bis drei Uhr früh Doktorarbeitsthemen erfinden gespielt, dann war das Bier alle. Gewonnen hat Max mit seinem Vorschlag „Asche – Eine komparativ-genealogische Untersuchung zur Ästhetik von Aschenbechern zwischen 1750 und 1810 unter besonderer Berücksichtigung des zeitgenössischen Standes der Metallurgie.“

10. Juni

Aufregung im Wohntrakt drei. Erwin hatte schon seit Wochen die These vertreten, dass das Phänomen spontaner Selbstentzündung mit entsprechendem Alkoholgehalt im Blut auf jeden Fall erzeugbar sei – zumindest im Hochsommer. Heute war ihm offenbar heiß genug für einen Selbstversuch. Er vernichtete unbemerkt seine eiserne Reserve Williamsbirne und wurde im Alkoholkoma von Schwester Sigrid gefunden. Noch wissen wir nicht, wann er wieder auf den Beinen ist.

12. Juni

Ich habe versucht, Zeitung zu lesen. Das war eigentlich nicht vorgesehen, aber im Gemeinschaftsraum lag eine fast vollständige Süddeutsche von letzter Woche. Ergebnis: Ausgeprägter Trinkanfall.

16. Juni

Beim Waschen sind Löcher in einem fast neuen T-Shirt aufgetaucht. Ich frage mich, warum in unserer hochtechnisierten Welt bestimmte Alltagsdinge materiell immer noch so organisiert sind, wie vor 50 Jahren. Theoretisch wäre doch auch denkbar, dass Jeder statt von Kleidung nur noch von einem undurchsichtigen Kraftfeld mit Klimatisierung umgeben ist. Das würde dann auch die Kinderarbeit in der Textilindustrie mit beseitigen. Auch die Modeindustrie mit all ihren neurotischen Kasperlköpfen würde gleich mit untergehen. Daran müsste man arbeiten. Ich traue mich aber nicht, die Idee beim Abendessen zu präsentieren, weil ich die Diskussion um die faschistoiden Tendenzen von Uniformierung fürchte. Dabei ist die Individualität, die sich angeblich in der Kleidung ausdrücken kann, sowieso eine soziale Konstruktion. Diese Mischung aus Pseudoidentitätsfindung und Mittel sozialer Distinktion kotzt mich an. Wahrscheinlich würden sich innerhalb von Wochen Designer finden, die das Kraftfeld mit lustigen oder seriösen Mustern versehen würden. Direkt zum downloaden, mit wählbarem Bodyshaping inklusive. So rettet sich dann auch der Modeterror in die nächste Technologie. Ich hab jetzt schon nicht mal mehr Lust, mich vorsätzlich scheiße anzuziehen.

20. Juni

Gestern war der fünfte Jahrestag der Pflegeheimgründung. Dazu gab es ein besonders opulentes Abendessen – das erste Fleisch seit Ostern. Leider mussten wir diesen Luxus mit Anwesenheit bei der Rede des Direktors bezahlen. Es hat sich nicht einmal Mühe gegeben, mehr zu tun, als den Vortrag aus seinem Zettelkasten vom Sekretariat zusammensetzen zu lassen. Nach dem Motto „Wir sind Deutschland“ hat er die Gemeinschaft beschworen und uns daran erinnert, dass das Zusammenleben hier angeblich von uns allen gestaltet wird. Dabei müssten wir aber auch immer an die prekäre monetäre Situation denken, die sich ohne private Partnerships auch kaum bessern wird. Zur Abrundung gab es die Enthüllung des neuen Heimmottos: „In Weisheit leben“. Erikas Vorschlag, sich bei der Mineralölindustrie mit entsprechenden Werbebriefchen anzubiedern, dann könne man uns nach unserem Ableben immerhin zu Biomasse verflüssigen, wurde mit eisernem Schweigen quittiert. Wenigstens konnte sie so Dr. Brezners Weltbild stabilisieren, ging der doch schon immer davon aus, im Heim einen Haufen hoffnungsloser Defätisten zu verwalten.

22. Juni

Erwin ist aus der Entgiftung zurück und hat jetzt Schnapsverbot. Deswegen hat er sein Kompensationsvorhaben wieder aufgenommen: Die Erstellung einer Hassrezension zu jedem Buch in der Bibliothek des Heims. Das stellt ihn zwar ruhig, er lässt es sich aber leider nicht nehmen, gelegentlich im Gemeinschaftsraum Auszüge aus den Texten vorzutragen. Dieses Schauspiel war für mich in meiner Brüchigkeit kaum zu ertragen, ich bin geflüchtet.

24. Juni

Ärger im Plenum von Flügel zwei. Sigrid übt seit Wochen Gitarre für ihr neues Projekt. Es geht um eine deutschsprachige Metallica-Coverband, die ausschließlich Marx-Texte rezitiert. Das Ganze soll „Materialica“ heißen. Auf jeden Fall lärmt sie sich mehr oder minder durchgängig auf ihrer Kaufhausgitarre durch den Tag. Echte Beschlüsse zu dem Problem wurden von den Pflegern durch einen schlichten Hinweis auf die Hauordnung abgewürgt und eine Schaffenspause für Sigrid angeordnet, bis Geld für einen gebrauchten Kopfhörer da ist. Auf mich war sie schon vorher nicht gut zu sprechen. Ich konnte meinen Unmut über dieses langweilige und musikalisch reaktionäre Projekt nicht bei mir behalten. Mein Gegenvorschlag, eine Acid-Jazz-Band mit Namen „Inkontinenz als Waffe“ aufzusetzen, die grundsätzlich nur Texte von Slime verwendet, kam nicht gut an.

27. Juni

Wollte rausgehen. Fühlte mich bedrängt von der Stadt, den Menschen, der Architektur. Konnte mich nur unter Aufbringung all meiner emotionaler Energie wieder ins Heim retten. Ich erlebe Urbanität zunehmend als Bedrohung, denn ich habe einfach keine passenden und für mich natürlich wirkenden Verhaltenskonzepte für da Draußen. Mir ist durchaus bewusst, dass die wohldefinierten Handlungsschemata des Landlebens Enge auf andere Art erzeugt, aber die kann dann man wenigstens den anderen anlasten.

29. Juni

Gestern hatte ich Besuch von Christian, einem alten Freund. Aus unerfindlichen Gründen verkraftet er die Realität oder das, was wir dafür halten, besser als ich. Er hat einen neuen Job als Content-Manager angefangen. Ein Begriff, der mich in seiner paradigmatischen Bedeutung dafür, wie aktuell mit Inhalten umgegangen wird, immer wieder aufregt. Offensichtlich braucht man Content-Manager, weil am Anfang der aktuellen Genese von Veröffentlichungen inzwischen vor allem die Produktidee steht. Wir machen ein Portal für Gartenzwerge, Zielgruppe sind 15 Millionen Bundesdeutsche zwischen 30-60, die eine Milliarde Euro für Gartenzwerge ausgeben. Businessplan gemacht, Geldgeber gefunden. Am Schluss braucht man lästigerweise noch ein paar prekär beschäftigte Knechte, die einem Inhalte ranschaffen. Und weil heute schon Hausmeister Facility-Manager sind, heißen die dann Content-Manager. Das Ganze stellt sich als eine Ökonomisierung dar, die eine 180°-Drehung der Genese von gesellschaftlicher Kommunikation darstellt. Ich gehöre offensichtlich zu den hoffnungslos Sentimentalen, die eher die Liebe zu den Inhalten treiben würde (hätte ich denn was zu sagen). Soll heißen: Ich denke, dass die Frage, was es zu sagen gibt und gilt, am Anfang stehen sollte. Nur weil ich etwas zu sagen habe, machte ich mir die Mühe, finanzierbare Zeitungen, Webseiten oder Bücher zu produzieren, damit gesellschaftliche Resonanz erzeugt werden kann.

All alone in the Fanzone

Es gibt Ereignisse und kurzfristige Entwicklungen, die durch ihren singulären Charakter im Rauschen der Geschichte untergehen, zumindest, wenn sie kein Philosoph oder Sozialgeschichtswissenschaftler als paradigmatisch bedeutend für weitere Untersuchungen wieder ausgräbt. Deswegen gibt es immer wieder Phänomene, die erst durch ihre Wiederholung zur Reflexion einladen. In diese Kategorie gehört sicherlich die Erscheinung der Fanzone bzw. des Public Viewing im Rahmen von Fußballgroßereignissen. So liefen diese Massenveranstaltungen 2006 erst als ein Randphänomen, die der DFB diversen Austragungsstädten der damaligen WM quasi als sozialen Kolalateralschaden zu den überlaufenen Städten zugemutet hatte. Die letzten Wochen haben uns hier eines Besseren belehrt. Mit der heimischen WM wurde eine neue Art der Massenveranstaltung etabliert und zur aktuellen EM durchökonomisiert, die in dieser Tiefe und Breite ein neues Phänomen darstellt. Unter dem Motto „schafft viele Oktoberfeste“ wurden quer durch die Republik Sammelpunkte um Großleinwände kreiert, die mit ihrer Art der sozialen Kontrolle einen neuen Standard durchgesetzt haben wie Spiele der Deutschen Nationalmannschaft zu feiern sind. Das Setting ist dabei genauso einfach wie wirkungsvoll. Man schaffe an zentralen Punkten der Metropolen großzügig gestaltete Anlaufpunkte für die Fußballvolksseele und gestalte sie unter zu Hilfenahme staatlicher Sicherheitskräfte vollständig gemäß der ökonomischen und sozialen Vorstellungen, die der Veranstalter des Großereignisses entwickelt hat. Soll heißen: Der infrastrukturelle Rahmen ist vollständig von Lizenznehmern der UEFA gestaltet, egal ob es sich dabei um das niedrigprozentige Carlsberg, die Bezahlung per Visa oder die Ausstattung mit Fanutensilien handelt. Wer kommt, findet sich bei Verkaufsbuden interniert, beobachtet von medialen Akteuren und Sicherheitskräften, die so entweder einfache Bilder von mehr oder weniger begeisterten

Menschenmengen einfangen können oder die schon immer gefürchtete „Masse“ an wohldefinierten Orten im öffentlichen Raum zur Sicherheitsverwaltung zusammengesammelt bekommen.

Auf solchen Flächen lassen sich entsprechend einfach Wirtschafts- und Sicherheitsdispositive durchsetzen, die gleichzeitig durch unterstützende Berichterstattung einen Standard dafür setzen, wie „gute Stimmung“ zum Fußball auszusehen hat. Ob solche Veranstaltungen überhaupt noch einer Vorstellung von öffentlichem Raum genügen, die auch die Erwartung von ergebnisoffenen sozialen Prozessen enthält, sei dahingestellt. Wer Vorgaben braucht, wie ein angemessener, national gefärbter Exzess auszusehen hat, ist jedenfalls mit einer Fanzone gut beraten – zumindest, wenn er über eine Visakarte oder entsprechende Bargeldbestände verfügt.

Rezensionen

Michel Foucault – Geschichte der Gouvernementalität II. Die Geburt der Biopolitik, Frankfurt am Main, Suhrkamp 2004

Michel Foucault ist vielen vor allem als Theoretiker der Disziplinarmacht ein Begriff. In seinem bekanntesten Buch „Überwachen und Strafen“ hat er sich 1975 ausführlich mit der Entstehung der Machtmechanismen rund um die Institutionen Gefängnis und Armee beschäftigt. Seine Arbeiten waren durchaus wirkungsreich. Er zählt im Moment, 24 Jahre nach seinem Tod, zu den meist rezipierten Philosophen überhaupt. Es ist daher kaum verwunderlich, dass sein deutscher Verlag weiter Textrecycling betreibt. Eine Sonderstellung unter diesen Veröffentlichungen stellen die beiden Bände zur Untersuchung der sog. Gouvernementalität dar. Es handelt sich um Transkribierungen von zwei Vorlesungen, die er in den Jahren 1978 und 1979 gehalten hat und die bisher in deutscher Sprache nur in vermittelter Form durch zwei Dissertationen zugänglich waren. Die beiden Veranstaltungen beschäftigen sich mit der Entwicklung der modernen Regierung seit dem 16. Jahrhundert. Foucault selbst nutzt für seinen Untersuchungsgang den von ihm neu geschaffenen Begriff der Gouvernementalität – eine Setzung, die seiner grundsätzlichen Annahme der Verschränkung von Wissen und Macht entspricht, denn beides ist in diesem Begriff enthalten. Insofern ist diese neue Vorstellung auch nicht mit dem Akteur „Staat“ identisch, denn „der Staat ist keine Universale, der Staat ist keine autonome Machtquelle. Der Staat ist nichts anderes als die Wirkung, das Profil, der bewegliche Ausschnitt einer ständigen Staatenbildung oder ständiger Staatsbildungen, von endlosen Transaktionen, die die Finanzierungsquellen, die Investitionsmodalitäten, die Entscheidungszentren, die Formen und Arten von Kontrolle, die Beziehungen zwischen den lokalen Mächten und der Zentralautorität usw. verändern, verschieben, umstürzen oder sich heimtückisch einschleichen lassen. [...] Der Staat ist nichts anderes als der bewegliche Effekt eines Systems von mehreren Gouvernementalitäten.“¹ Hier zeigt sich, im Gegensatz zu den Arbeiten, die Foucault berühmt gemacht haben, eine dem Begriff innewohnende Koppelung an die Makroperspektive der Macht.

Insbesondere die Vorlesungsreihe von 1979, als Band II veröffentlicht, stößt mit den Analysen bis weit ins 20. Jahrhundert vor und liefert Denkansätze zum Neoliberalismus, die bei der Betrachtung

¹ Vorlesung vom 31. Januar 1979, S. 115.

aktueller Regierungsparadigmen erhellend wirken könnten. Am Beginn dieses Teils seiner Vorlesung steht dabei eine Untersuchung und Darstellung des deutschen Ordoliberalismus. Diese in den dreißiger Jahren entstandene Theorierichtung innerhalb der Ökonomie sieht er als einen der paradigmatischen Denkansätze des Neoliberalismus. Anders als im klassischen Liberalismus, der eine Governementalität entwickelt hatte, die Bereiche einforderte, die frei von staatlicher Intervention dem Markt vorbehalten sein sollten, gilt der deutschen Freiburger Schule der Staat als ein aktiver Gestalter marktlicher Rahmenbedingungen. Markt – jetzt unter dem bedeutungsverschobenen Begriff des Wettbewerbs gesehen – ist kein natürliches Phänomen, sondern muss hergestellt werden. Hier „[...] bringt der Wettbewerb seine Wirkungen als wesentliche Logik der Wirtschaft nur unter einer Reihe von Bedingungen hervor, die sorgfältig und künstlich hergestellt werden müssen. Das bedeutet, daß der reine Wettbewerb also keine elementare Gegebenheit ist. Er kann nur das Ergebnis einer langen Bemühung sein, und eigentlich wird der reine Wettbewerb niemals erreicht. Der reine Wettbewerb soll und kann nur ein Ziel sein, ein Ziel, das folglich eine äußerst aktive Politik verlangt.“² Dies ist für die ordolibérale Theorie die Hauptaufgabe des modernen Staates. Sozialpolitik soll dabei nur Teilnahme am Marktspiel ermöglichen: „Es geht um die Grenzübertragung eines Maximums auf ein Minimum und keineswegs um die Erzielung eines Mittelwerts.“³ Es handelt sich dabei um eine Gesellschaft, die auf ein Ziel wie Vollbeschäftigung aus rein ökonomischen Überlegungen heraus verzichtet hat – Armut, Einkommensunterschiede und prekäre Beschäftigungslosigkeit sind Teil der gewollten ökonomischen Logik. „Es wird also eine Art von Bevölkerung geben, die oberhalb der Schwelle schwebt, eine Schwellenbevölkerung, die für eine Wirtschaft [...] eine ständige Reserve der Handarbeit sein wird, aus der man schöpfen kann, wenn es nötig ist, die man aber auch auf ihren unterstützten Status verweisen kann, wenn man will.“⁴ Das aus der Volkswirtschaftslehre bekannte Bild des nutzenorientierten Menschen ist dabei für die Ordoliberalen das des Unternehmers: „Der homo oeconomicus, den man wiederherstellen will, ist nicht der Mensch des Tauschs, nicht der Mensch des Konsums, sondern der Mensch des Unternehmens und der Produktion.“⁵ „Es ist diese Vervielfachung der Unternehmensform innerhalb des Gesellschaftskörpers, die [...] den Einsatz der neoliberalen Politik darstellt.“⁶ Der homo oeconomicus des Ordoliberalismus stellt sich dabei als der gerade nicht regierbare Mensch dar, der als Wirtschaftssubjekt in einem Raum agieren soll, dessen Rahmenbedingungen zwar vom Staat gestaltet sind, der aber ansonsten in dieser Hinsicht eingriffsfrei ist.

Foucault beschäftigt sich in der Vorlesungsreihe vor allem deswegen so ausführlich mit der Freiburger Schule, weil Anbindungen an die Gründungskonzeptionen der Bundesrepublik aus seiner Sicht klar nachzuweisen sind. Nur so wird aus einer Theorie auch ein System der Governementalität. Im Kern der Darstellung steht eine programmatische Rede von Ludwig Erhard, die den Staatsgründungsakt mit ordoliberalen Vorstellungen verbindet. Dieses Vorgehen war zu diesem Zeitpunkt durchaus strategisch, um Bedenken gegen das postnationalsozialistische Deutschland zu zerstreuen, oder wie Foucault es formuliert: „Mit anderen Worten, die Einrichtung wirtschaftlicher Freiheit soll oder kann

² Vorlesung vom 7. Februar 1979, S. 173.

³ Vorlesung vom 14. Februar 1979, S. 204.

⁴ Vorlesung vom 7. März 1979, S. 289.

⁵ Vorlesung vom 14. Februar 1979, S. 208.

⁶ Vorlesung vom 14. Februar 1979, S. 210.

zumindest gewissermaßen [...] wie ein Sprungbrett für die Bildung einer politischen Souveränität funktionieren.“⁷ „Tatsächlich erzeugt im zeitgenössischen Deutschland die Wirtschaft, die Wirtschaftsentwicklung, das Wirtschaftswachstum [...] politische Souveränität durch die Institution und das institutionelle Spiel, das diese Wirtschaft gerade in Gang hält. Die Wirtschaft erzeugt Legitimität für den Staat, der ihr Garant ist. [...] Wir haben also eine Genese, eine ständige Genealogie des Staats im Ausgang von der Institution der Wirtschaft.“⁸ Und weiter: „Wir haben im zeitgenössischen Deutschland einen Staat, den man einen radikal ökonomischen Staat nennen kann, wenn man ‚radikal‘ im strengen Sinne des Begriffs versteht: Seine Wurzel ist vollkommen ökonomisch.“⁹ Dieser Setzung konnte sich letztlich auch die Sozialdemokratie nicht entziehen. Das Godesberger Programm von 1959 kann hier als programmatisch für das Einschwenken auf diese Linie verstanden werden. Alle Abweichungen, die die reale Entwicklung der Wirtschaftspolitik in der Bundesrepublik genommen hat, liest Foucault als Zugeständnisse, die sich aus realpolitischen Erwägungen speisen.

Die US-Entwicklung, die aktuell als die Variante des Neoliberalismus schlechthin begriffen wird, sieht Foucault von ihren Grundzügen her etwas anders geartet, als die Deutsche. Als Basis dieser Variante der Gouvernamentalität sieht er – durchaus im Einklang mit dem Mainstream – die Texte der sog. Chicagoer Schule, die, beginnend in den 1930er Jahren, die Kernpositionen dieser Variante moderner Liberalität entwickelt hat. In den USA stecken Grundprinzipien liberaler Gouvernamentalität – so Foucault – schon im Staatsgründungsprozess und sind fest in den Diskursen der Gesellschaft verankert: „Der Liberalismus Amerikas ist [...] eine ganze Seins- und Denkweise. Er ist [...] eine Art von Beziehung zwischen Regierenden und Regierten als eine Technik der Regierenden gegenüber den Regierten.“¹⁰ Auf dieser Basis war im amerikanischen Modell eine gedankliche Ausweitung der Setzungen neoliberaler Ideen über den Rahmen der klassischen Politikfelder hinaus möglich. Foucault selbst führt hier die Theorie des Humankapitals und das Problem der Delinquenz an. Während bei ersterer die neuen US-Theorien den Arbeitnehmer zum Unternehmer seines eigenen Kompetenzprofils macht (das kommt einem durchaus bekannt vor), werden bei entsprechenden Theorien zur Delinquenz Verbrechen vor allem als spieltheoretisches Problem von Gewinn und Pönalisierungsrisiko analysiert. Insgesamt zeichnet sich die US-Variante des Neoliberalismus also gegenüber der von ihm tiefer untersuchten deutschen Variante vor allem durch eine größere Radikalität einerseits und eine Ausweitung auf neue Felder gesellschaftlichen Gestaltens andererseits aus.

Betrachtet man auf dieser Basis die aktuellen Diskurse in den Industrieländern, so setzen diese dreißig Jahre alten Überlegungen sich direkt in tagespolitische Auseinandersetzungsfelder, deren Ausformulierungen man jeder Tageszeitung entnehmen kann. Mit Foucault könnte man sagen, dass aktuell massive Versuche unternommen werden, die realpolitischen Abweichungen zur neoliberalen Gouvernamentalität zurückzudrängen. Wenn man die konkreten Debatten auf diese Weise dekodiert, tut man sich relativ leicht Prognosen abzugeben und Zielrichtungen zu erkennen. Darin liegt die Stärke der Vorlesung von 1979.

⁷ Vorlesung vom 31. Januar 1979, S. 122.

⁸ Vorlesung vom 31. Januar 1979, S. 124.

⁹ Vorlesung vom 31. Januar 1979, S. 126.

¹⁰ Vorlesung vom 14. März 1979, S. 304.

Aus dem Plattenarchiv

Kettcar – Sylt (2008)

„Sylt“ ist die dritte CD von Kettcar. Musikalisch hat sich kaum etwas gegenüber der Ausgestaltung der Vorgänger geändert. An der Hamburger Schule orientierter Postpunk, der sich erst beim zweiten oder dritten Hören richtig erschließt. Dabei sind die Texte des Sängers Marcus Wiebusch mit ‚Sylt‘ endgültig bei den Thesen der Postmoderne angekommen. Als Dreh- und Angelpunkt dieser Entwicklung kann ‚Kein Außen mehr‘ gelten. Der Song beginnt mit einer klaren Absage an persönliche Authentizität als Wert an sich. Wiebusch folgt damit der Dekonstruktion eines stabilen Subjektbegriffs wie sie beispielsweise bei Lacan und Deleuze/Guattari vorgenommen wird. Der Kern des Einzelnen ist nicht zu fassen, Veränderungen und Neubestimmungen können nicht als ‚Verrat‘ an einer authentischen Vergangenheit begriffen werden. Entsprechend findet sich spiegelbildlich wenige Zeilen später der Kernslogan des Textes: ‚Es gibt kein Außen mehr – kein Drinnen und draußen mehr‘. Damit verabschiedet Wiebusch die Idee, emanzipatives Wissen und Konzepte außerhalb bestehender Machtverhältnisse entwickeln zu können – eine Vorstellung, die quasi als Reflexion auf das dezentrierte Subjekt auf der gesellschaftlichen Ebene gelesen werden kann – und rezipiert damit den im Moment vielgelesenen Foucault aus ‚Überwachen und Strafen‘: ‚Man muß wohl einer Denktradition entsagen, die von der Vorstellung geleitet ist, daß es Wissen nur dort geben kann, wo die Machtverhältnisse suspendiert sind, daß das Wissen sich nur außerhalb der Befehle, Anforderungen, Interessen der Macht entfalten kann. [...] Es ist wohl eher anzunehmen, daß die Macht Wissen hervorbringt [...]; daß Macht und Wissen einander unmittelbar einschließen; daß es keine Machtbeziehungen gibt, ohne daß sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert.¹¹ Eben kurz und elegischer gesagt: ‚Es gibt kein Außen mehr – kein Drinnen und draußen mehr‘ – und auch kein Zentrum. Es passt ins Bild, dass die gedankliche Verkettung des Akzeptierens von Erkenntnisrelativität mit persönlicher Stärke zusammengedacht wird: „Weil man überhaupt nichts aushält, muss man immer ganz und gar sein, muss immer alles klar sein.“ Hier schimmert der Nihilismus und Erkenntnisrelativismus Nietzsches durch. Das dürfte Kettcar als Bezugspunkt zwar nicht gefallen, passt aber wiederum gut zu Foucault. Die Wahrheit als wirksames Konstrukt gehört jetzt der Werbung: „Eine Coca-Cola-Wahrheit, echt und real, the real thing, Bilder explodieren.“ Das alles ist natürlich keine Absage an das Denken und die Lust an Erkenntnis, die dann aber natürlich nur als noch Plattform für das weitere Vorgehen begriffen werden kann.

¹¹ Michel Foucault - Überwachen und Strafen, Frankfurt am Main, Suhrkamp 1994, Erstausgabe 1976, S. 39.